

CHRISTIAN MÜNCH · LUDWIGSBURG

DER BARMHERZIGE VATER
UND DIE BEIDEN SÖHNE (Lk 15,11-32)

Annäherungen an eine allzu bekannte Geschichte

1. Himmlischer oder irdischer Vater?

In einer Unterrichtsstunde über das Gleichnis vom verlorenen Sohn paraphrasiert eine Schülerin die erste Hälfte des Gleichnisses so: «Also zuerst, da waren alle beide bockig gegen sich einander, und als der Sohn dann wiedergekommen ist, da hat's dem Vater leid getan. Und da ... haben sie sich beide entschuldigt.» Die Schülerin füllt die Gleichniserzählung offenbar aus ihren eigenen Erfahrungen und ihrem eigenen Vaterbild heraus auf. Sie nimmt einen Konflikt an, zu dem beide durch ihre Bockigkeit beigetragen haben. Entsprechend kann Versöhnung zwischen Vater und Kind auch nur so stattfinden, dass beide sich entschuldigen. Die Schülerin liest die Erzählung völlig unbefangen als Geschichte über eine menschliche Familie.¹

Der Kontext, in dem das Gleichnis im Lukasevangelium zu finden ist, signalisiert klar, dass es um theologische Fragen geht. Jesus streitet mit Pharisäern und Schriftgelehrten über seinen Umgang mit den Sündern (Lk 15,1-2) und erzählt drei Gleichnisse, die offenbar sein Verhalten rechtfertigen sollen (Lk 15,3-32). Die ersten beiden Gleichnisse versieht er jeweils mit einer Deutung, die von der «himmlischen» Freude über die Umkehr der Sünder redet (V.7 und V.10). Wer von hierher an das dritte Gleichnis, das vom verlorenen Sohn, herangeht, hat fast unweigerlich «eine theologische Brille auf» und wird den Vater im Gleichnis in die Nähe des «himmlischen» Vaters rücken. In der Folge wird man auf den Gedanken, der Vater in der Erzählung könnte «bockig» sein oder hätte es nötig sich zu entschuldigen, nicht so schnell verfallen. Die theologische Brille lenkt die Wahrnehmung, so dass die Leseweise der Schülerin überrascht und vielleicht Schmunzeln hervorruft. Doch spricht einiges dafür, die Familiengeschichte als Familiengeschichte zunächst einmal ernst zu nehmen und sie

CHRISTIAN MÜNCH, Dr. theol., geb. 1968, Studium in Münster und Bochum. Seit 2008 Akademischer Rat an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, Abteilung Katholische Theologie/Religionspädagogik.

zum Ausgangspunkt des Gleichnisverstehens zu machen. Eine Berücksichtigung des Kontextes und eine theologische Deutung schließt das nicht aus. Es geht um den Weg, den das Verstehen nimmt. Es wird erzählt und damit zunächst einmal Distanz geschaffen zur gegebenen Situation. Der Weg zur Antwort auf die Frage, was das Gleichnis bedeuten soll, führt über die Geschichte, die es erzählt.

2. Die Erzählung

¹¹Ein Mensch hatte zwei Söhne. ¹²Und der jüngere von ihnen sagte zum Vater: «Vater, gib mir den [mir] zukommenden Anteil am Besitz». Da teilte er das Vermögen unter ihnen auf.

Die Erzählung² beginnt mit der Figurenkonstellation: ein Vater und zwei Söhne. Auch wenn zunächst der jüngere in den Vordergrund tritt, werden im Laufe der Geschichte beide Söhne ihre Rolle spielen. Eine ähnliche Figurenkonstellation ist häufiger in den Gleichnissen Jesu zu finden. Sie erreicht auf der einen Seite die Gegenüberstellung von zwei gleichgeordneten Akteuren, die meist gegensätzlich handeln. Auf der anderen Seite gibt es eine übergeordnete Person (Herr, König ...), der gegenüber die Untergebenen (Knechte, Arbeiter ...) Rechenschaft schuldig sind, so dass schon in der Figurenkonstellation die Frage nach der Beurteilung des gegensätzlichen Verhaltens verankert ist. Auch ein Vater muss im antiken Kontext – weit stärker als nach modernem Empfinden – als Autorität wahrgenommen werden, dem die Söhne untergeordnet sind.³

Der jüngere Bruder verlangt die Auszahlung seines Anteils am Besitz und der Vater folgt diesem Wunsch. Der rechtliche Hintergrund bleibt offen und lässt sich auch nicht völlig klären. Es könnte eine vorzeitige Auszahlung des Erbes gemeint sein (vgl. Gen 25,5-6; Sir 33,20-24). Auch andere biblische Erzählungen kennen Auszahlungen eines Vermögensanteils, etwa bei Tobias, der aus Anlass seiner Hochzeit die Hälfte vom Vermögen des Schwiegervaters bekommt und den Rest beim Tod der Schwiegereltern erhalten soll (Tob 8,21). Die weitere Erzählung setzt zweierlei voraus: Der Vater kann weiterhin über das verbleibende Vermögen verfügen; es wird nicht alleiniger Besitz des älteren Sohnes (vgl. V.22-23 und V.29). Und: Der jüngere Sohn scheint nach der Besitzteilung keine finanziellen Ansprüche mehr zu haben (vgl. V.17-19).

Das Gleichnis ist an dieser Stelle sehr knapp. Weder die Gründe des Sohnes, die Auszahlung des Anteils zu verlangen, werden berichtet noch gibt der Erzähler einen Einblick in das, was der Vater dazu denkt. Die Leserinnen und Leser ahnen möglicherweise nichts Gutes. Junger Mann und Geld, das ist auch in der antiken Literatur ein Topos, der Komplikatio-

nen erwarten lässt.⁴ Aber wohlgemerkt: Das sind die Gedanken der Leserinnen und Leser.

¹³Und nach wenigen Tagen sammelte der jüngere Sohn alles zusammen, reiste in ein fernes Land und verschleuderte dort seinen Besitz durch ein heilloses Leben. ¹⁴Als er nun alles ausgegeben hatte, kam eine schwere Hungersnot über jenes Land und er begann Mangel zu leiden. ¹⁵Und er ging hin, hängte sich an einen Bürger jenes Landes und der schickte ihn auf seine Felder Schweine zu hüten. ¹⁶Und er hätte sich am liebsten an den Schoten satt gegessen, die die Schweine fraßen, doch niemand gab ihm davon.

Die Befürchtungen bewahrheiten sich, der Sohn erweist sich als *filius luxuriosus*, geht in die Fremde und verschwendet sein Vermögen durch «heillose» Lebensweise, wie der Erzähler ausdrücklich festhält. Mit Details hält er sich wieder zurück. «Heillos, liederlich» (griech.: *asotos*) ist jedoch ein in diesem Zusammenhang häufig verwendeter Begriff. Darf oder soll die Erzählung mit dem gefüllt werden, was «man» so denkt und zu wissen meint: «solche, die auf den Tisch kotzen, die man von den Gelagen wegtragen muss und die sich am nächsten Tag, wenn sie noch voll sind, erneut den Bauch vollschlagen, die ... die Sonne weder unter- noch aufgehen sehen und die hungern müssen, wenn sie das väterliche Erbe verzehrt haben» (CICERO, *De finibus bonorum et malorum* 2,23)?⁵

Unglückliche Umstände bringen den jüngeren Sohn dann in der Tat in die fatale Lage hungern zu müssen. Er «hängt sich», wie die Lutherbibel übersetzt, an einen Bewohner des fernen Landes. Das hier verwendete griechische Verb (*kollaomai*) signalisiert eine enge Beziehung. Ein Kompositum wird zum Beispiel in der griechischen Bibel verwendet, um in Gen 2,24 die Bindung des Mannes an die Frau zu bezeichnen, die stärker ist als die an die eigenen Eltern. Der jüngere Sohn liefert sich seinem Arbeitgeber auf Wohl und Wehe aus.⁶ Dass ihm dies nicht zum Guten gereicht, zeigt der Fortgang. Er muss Schweine hüten. Gemessen am vorausgehenden Leben ist dies zweifellos ein tiefer sozialer Abstieg des jungen Mannes. Aus der jüdischen Perspektive des Gleichniserzählers Jesus ist die Tatsache, dass es Schweine sind, vermutlich ein verschärfender Faktor. Sie gelten als unrein (Lev 11,7-8; Dtn 14,8). Nicht zuletzt deshalb werden sie in der Bibel gering geachtet (Spr 11,22; Sir 22,13; Jes 65,4; Mt 7,6; 2Petr 2,22). Nicht einmal das Schweinehüten hilft der Not ab. Den Schweinen geht es besser als dem jüngeren Sohn; sie haben Nahrung, er nicht.

¹⁷Da ging er in sich und sagte: «Wie viele Lohnarbeiter meines Vaters haben Brot im Überfluss, ich aber gehe hier am Hunger zugrunde. ¹⁸Ich will mich aufmachen, zu meinem Vater gehen und ihm sagen: «Vater, ich habe gesündigt

gegen den Himmel und vor dir. ¹⁹Ich bin nicht mehr wert dein Sohn genannt zu werden. Behandle mich wie einen deiner Lohnarbeiter.»»

Ein innerer Monolog bietet – zum ersten Mal in der Erzählung – Einblick in das Denken und Fühlen einer Gleichnisfigur. Das In-sich-Gehen des jüngeren Sohnes bringt eine neue Wendung in der Krise. Nun kommt der Vater wieder ins Spiel. In der Not erinnert sich der Sohn an das Vaterhaus und daran, dass es selbst Lohnarbeitern dort besser geht als ihm «hier». Die Alternative zwischen gut leben können und im Elend sein wird fast geographisch fassbar in der Nähe und Ferne zum Vater. Er entschließt sich zum Vater zurückzukehren.

Die Rede, die er sich für die Begegnung mit dem Vater zurechtlegt, beginnt mit einem Schuldeingeständnis gegenüber dem «Himmel» und dem Vater. Die Familie resp. das «Haus» ist die entscheidende soziale Basisgröße in der biblischen Welt wie in den Nachbarkulturen.⁷ Viele Gebote und Weisungen der alttestamentlichen Gesetzeskorpora schützen diese Institution, regeln den angemessenen Umgang der Familienmitglieder untereinander und wahren die Rechte und den Besitz des Vaterhauses vor Gefährdungen von außen. Schon die «zweite Tafel» der Zehn Gebote mit den Weisungen, die Eltern zu ehren, nicht zu stehlen, die Ehe nicht zu brechen, Frau und Besitz des anderen nicht zu begehren, macht dies deutlich (Ex 20,12-17; Dtn 5,16-21). Der Schutz der Familie ist nach biblischem Verständnis von Gott erlassenes Recht. So hat er das Leben der Israeliten gut und gerecht geordnet. Von daher leuchtet es ein, dass der jüngere Sohn bei der Rückkehr bekennt, er habe sich gegen den Vater *und* gegen den Himmel versündigt. Was der Jüngere getan hat, war nicht auf das Wohlergehen des Vaterhauses ausgerichtet; das tangiert den eigenen Vater als Oberhaupt der Familie *und* Gott.

Von der Nähe zum Vater erhofft der Sohn Hilfe in der Not. In der Schwebe bleibt der Status, den er sich selbst dabei zumisst. Er spricht zwar von «(meinem) Vater», kommt also als Sohn nach Haus, negiert jedoch zugleich, dass er weiterhin dem Vater als Sohn begegnen könne. Er will darum bitten, der Vater solle ihn «wie» einen der Lohnarbeiter behandeln. Das «Wie» verrät wohl weniger die leise Spekulation, er könne vielleicht mehr erwarten, als vielmehr die eigene Ratlosigkeit. Er kommt zum Vater, weil er sein Vater ist, und mag sich doch nicht auf sein Sohnsein berufen; er schöpft aus der Erinnerung an die Lohnarbeiter des Vaters Hoffnung und weiß doch, dass er nichts zu fordern hat.

Eine ungewöhnliche Entwicklung der Geschichte? Wohl nicht. Eltern oder Großeltern sind immer wieder der letzte Rettungsanker in finanzieller Not, nicht erst bei RTLs «Raus aus den Schulden», sondern auch schon in der Antike, wie Papyrusfunde mit Bittbriefen eindrucksvoll zeigen.⁸ Nicht

immer birgt dies freilich wirklich die Lösung, auch dieses Wissen bringen die Leser(innen) des Gleichnisse mit: Beziehungen können so zerrüttet sein, dass die «Rückkehr» zu den Eltern unmöglich erscheint. Hilfe wird nicht immer gewährt, sondern manchmal auch verweigert. Oder Eltern und Großeltern verlieren sich in der Hilfe, geben den Bitten um Unterstützung immer wieder nach, bis sie selbst in den Ruin geraten.

²⁰Und er machte sich auf und ging zu seinem Vater. Als er aber noch weit entfernt war, sah ihn sein Vater und er hatte Mitleid und lief, fiel um seinen Hals und küsste ihn. ²¹Der Sohn aber sagte zu ihm: «Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert dein Sohn genannt zu werden». ²²Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: «Bringt schnell das beste Gewand heraus und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an die Hand und Schuhe an die Füße. ²³Und bringt das Mastkalb und schlachtet es. Wir wollen essen und feiern, ²⁴denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden.» Und sie begannen zu feiern.

Alle denkbaren Komplikationen treten nicht ein. Mit knappen, gekonnten Strichen führt der Erzähler die Heimkehr des jüngeren Sohnes zu einem überaus glücklichen Ende. Schon von Weitem sieht der Vater den Sohn – fast als ob er auf ihn gewartet hätte. Er ist nicht zögernd, skeptisch oder gar zornig, sondern stürzt dem Sohn entgegen, um ihn herzlich und liebevoll zu begrüßen. Der Sohn bringt sein Sündenbekenntnis vor; geschickt bricht die Rede jedoch ab, bevor die Bitte ihn wie einen der Lohnarbeiter zu behandeln ausgesprochen ist. Stattdessen wird er mit Zeichen überhäuft, die einerseits die große Freude des Vaters zum Ausdruck bringen, andererseits aber auch die Würde und den Rang, den der Sohn in den Augen seines Vaters hat: das beste Gewand, ein Ring, Schuhe, ein Fest aus Anlass seiner Rückkehr, bei dem das wertvolle Mastkalb geschlachtet wird. Nicht «wie ein Lohnarbeiter» ist er in den Augen des Vaters, vielmehr nennt der Vater ihn «dieser mein Sohn» (V.24) und empfängt ihn wie einen Ehrengast.

Den Schlussakkord bildet die Freude des Vaters. Nun gibt dieser durch wörtliche Rede Einblick in sein Denken und Fühlen. Er führt die denkbar weiteste Entfernung und schärfste Trennung zwischen Eltern und ihrem Kind an, nämlich den Tod des Kindes, um deutlich zu machen, was die Rückkehr des Sohnes ihm bedeutet und weshalb sie für ihn Grund so außerordentlicher Freude ist. Die Variation mit «verloren – gefunden» stellt im lukanischen Kontext die Beziehung zu den anderen beiden Gleichnissen her, die ebenfalls diese Verben verwenden (Lk 15,6 und 9). Im Rahmen unserer Erzählung klingt zudem vielleicht noch einmal an, dass der Vater auf die Rückkehr gehofft und gewartet hat. Nun, da er den Sohn wieder hat, wird gefeiert. *Euphrainesthai* – «feiern», besser noch: «sich freuen, froh sein», ist das Leitwort (V.23 und 24).

²⁵Sein älterer Sohn aber war auf dem Feld. Als er kam und sich dem Haus näherte, hörte er Musik und Tanzen, ²⁶und er rief einen der Knechte und erkundigte sich, was das wäre. ²⁷Der sagte zu ihm: «Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das Mastkalb geschlachtet, weil er ihn gesund wiederbekommen hat.» ²⁸Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen.

Die Krise war mit V.24 überwunden; der Erzählbogen schien geschlossen; das Gleichnis könnte zu Ende sein, ist es aber nicht. Der Erzähler setzt neu an und lässt den älteren Bruder auftreten. Deutlich meldet sich hier eine neue Perspektive zu Wort. Der Ältere kommt *später* hinzu, nimmt *von außen* die Anzeichen des Festes wahr und wird *von einem Knecht*, nicht von einem der Hauptakteure, korrekt, aber knapp über die Fakten ins Bild gesetzt. Er reagiert mit Zorn und will nicht hineinkommen. Der Ort kennzeichnet seine Haltung. Warum er zornig ist, bleibt zunächst offen.

Sein Vater aber kam heraus und lud ihn ein. ²⁹Er aber antwortete und sagte zu seinem Vater: «Sieh, so viele Jahre diene ich dir und nie habe ich dein Gebot übertreten. Und mir hast du nie ein Ziegenböckchen gegeben, damit ich mit meinen Freunden feiern konnte. ³⁰Als aber dieser dein Sohn gekommen ist, der dein Vermögen mit Huren aufgezehrt hat, hast du ihm das Mastkalb geschlachtet.» ³¹Er aber sagte zu ihm: «Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist dein. ³²Aber es musste gefeiert und sich gefreut werden, denn dieser dein Bruder war tot und ist lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden.»

Auch seinem anderen Sohn geht der Vater entgegen, er kommt heraus zu ihm und lädt ihn ein, redet ihm gut zu – hineinzukommen und mitzufeiern, so muss man sich hinzudenken. Abermals gibt die wörtliche Rede Einblick in das Innere der Figuren.

Der ältere Sohn stellt die Beziehungen des Vaters zu den zwei Söhnen einander gegenüber. Im ungleichen Handeln des Vaters liegt die Ursache seines Zorns. Genauer lässt ihn das, was der Vater für den Jüngeren tut, das Handeln ihm selbst gegenüber in neuem Licht erscheinen. Er war all die Jahre der treue und gehorsame Sohn. Wenn er jetzt vom Feld kommt, ist mitzuhören: Er hat durch seine Arbeit den Besitz der Familie gewahrt und gemehrt. Der Jüngere dagegen hat, wie der ältere Bruder es sieht, den Besitz des Vaters durch sein fragwürdiges Leben verschwendet. Woher er davon weiß, legt der Text nicht offen. Der Umgang mit Huren gehört jedenfalls zum Standardbild des *filiius luxuriosus*. Für diesen Sohn wird das Mastkalb geschlachtet und ein Fest gefeiert. Nun schreit es ihn geradezu an, dass der Vater sich ihm gegenüber nie so verhalten hat. Nicht einmal eine junge Ziege hat er ihm geschenkt! Nicht, dass er sie sich nicht hätte nehmen können, ist das Problem; V.31 macht deutlich, er hätte es tun können.

Nein, der Vater hat sich ihm nie in der Weise zugewendet, wie er es dem Jüngeren gegenüber nun tut, hier scheint die Ursache des Konflikts zu liegen. So setzt der Vater ihn herab und handelt ungerecht. «Dieser dein Sohn» nennt der ältere den jüngeren Bruder in seinen zornigen Worten. Er zitiert damit quasi den Vater, der den Jüngeren mit dieser Formulierung als seinen Sohn aufgenommen hat (V.24). Zugleich distanziert er sich damit vom eigenen Bruder.

Die Antwort des Vaters ist zweigeteilt. Dem Älteren ist die Beziehung zum Vater fraglich geworden. Darauf richtet sich der erste Teil. Der Vater redet ihn ausdrücklich als sein «Kind» an. Er betont die Gemeinschaft, die zwischen beiden bestanden hat und – er formuliert im Präsens – nach wie vor besteht. Die Beziehung des Vaters zum älteren Sohn in Frage zu stellen gibt es keinen Anlass. Der zweite Teil wiederholt noch einmal den Grund für die Freude, den die Leserinnen und Leser schon kennen. Hier fungiert die Begründung als Einladung an den älteren Sohn, die Sache mit den Augen des Vaters zu sehen. Neu ist das «müssen». Der Vater konnte gar nicht anders als sich zu freuen und dieser Freude im Fest und dem Schlachten des Mastkalbs Ausdruck zu geben. Er wirbt darum, der Ältere möge es auch so sehen und in die Freude einstimmen. Deshalb ist wohl bewusst in V.32 kein Subjekt des Feiern und Freuens genannt («es musste ...»). Leise korrigiert er den Sohn auch noch an einer anderen Stelle und eröffnet damit eine weitere Perspektive. Es ist «dieser *dein Bruder*», der zurückgekommen ist (V.32). Nur je die Beziehungen des Vaters zu den beiden Söhnen zu sehen und zu vergleichen greift zu kurz. Da Söhne des einen Vaters, sind die beiden als Brüder miteinander verbunden.

Der ältere Bruder kommt nicht noch einmal zu Wort. Das ist nicht ungewöhnlich in den Gleichnissen Jesu; der Autoritätsfigur, d.h. dem Herrn, Weinbergbesitzer, König oder hier dem Vater gehört in der Regel das letzte Wort, wenn das Gleichnis mit einer «Rechenschaftsszene» endet (zum Beispiel Mt 18,23–35; 20,1–16; 25,14–30; Lk 16,1–8). Ob der Erzähler die Möglichkeit offen lassen wollte, dass der Ältere vielleicht doch noch am Fest teilnimmt, ist aus sprachlichen Gründen im griechischen Text nicht ganz klar.⁹ Viele deuten so, weil der Vater so intensiv um den älteren Sohn wirbt.

Die Leserinnen und Leser bekommen im Zuge der Erzählung verschiedene Perspektiven nahegebracht. Zuerst werden ihre Vorurteile zum Thema «verschwendischer junger Mann» wachgerufen, dann erhalten sie Einblick in die Gedanken dieses jungen Mannes, werden nacheinander mit der Sicht des Vaters konfrontiert, mit der des älteren Sohnes und schließlich noch einmal mit der des Vaters. Die Vater-Perspektive dominiert, weil sie zweimal eingebracht wird und den Schlusspunkt bildet. Dennoch ist den Leserinnen und Lesern aufgegeben, die verschiedenen Perspektiven zu durchlaufen, zu ihnen Stellung zu beziehen und sich ein Urteil zu bilden. Schütteln sie den

Kopf über den maßlosen Jüngling oder haben sie Mitleid mit ihm in seiner Not? Freuen sie sich mit dem Vater oder verstehen sie den Zorn des Älteren? Sehen sie einen Weg, dass am Ende alle gemeinsam feiern können?

3. Deutungen

Ein Sohn, der sich in seiner Not besinnt und heimkehrt zur Familie; ein Vater, der zuallererst einfach nur glücklich ist, seinen verloren geglaubten Sohn zurück zu haben: So sollte es sein, so müsste es zugehen in den Familien! Auf diese Voraussetzung baut die Gleichniserzählung. Natürlich ist es in der Realität nicht immer so; natürlich spitzt die Geschichte zu, ist sie konstruiert und ein Stück weit unreal. Im zweiten Teil richtet das Gleichnis selbst in Gestalt des älteren Sohnes Fragen an dieses Bild. Aber das stellt die grundlegende Bedeutung, die die Faszination der versöhnten und vereinten Familie für die Wirkung der Erzählung hat, nicht in Frage. Das Gleichnis lebt nicht von dem «genau so ist es», sondern von dem «ja, so sollte es sein». Die Parabel enthalte alles, was ein geängstetes und zerschlagenes Herz braucht, meinte Adolf Jülicher in seinem berühmten, kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert geschriebenen Gleichnisbuch. Für ihn wie für viele andere vorher und nachher ist diese faszinierende Geschichte durchsichtig hin auf Gott, den Vater, der den Sünder annimmt, «weil er gar nicht anders kann als vergeben, weil es ein armes, liebes Kind ist, das ihm naht».¹⁰

Ist das ein modernes Missverständnis, haben antike Menschen den Vater und sein Verhalten anders wahrgenommen? Die Deutung auf Gott, den Vater, kann sich, wie eingangs schon notiert, auf den lukanischen Kontext berufen. Die vorausgehenden Gleichnisse, die wichtige Stichworte (verlieren, finden) und Gedanken (die Freude über das Finden) mit unserer Erzählung gemeinsam haben, werden ausdrücklich auf den Himmel resp. die Engel Gottes bezogen (V.7 bzw. V.10). In der erzählten Situation eines Konfliktes um Jesu Umgang mit Zöllnern und Sündern (V.1-2) erscheint plausibel, dass Jesus mit Hilfe des Gleichnisses sein eigenes Handeln rechtfertigt, indem er es in den größeren Zusammenhang der Zuwendung Gottes zu den Sündern hineinstellt, und um die Zustimmung seiner Kritiker wirbt. Doch wie bettet sich diese Deutung in das ein, was die Antike und speziell die biblischen Überlieferungen sonst über Väter und ihre Söhne oder über Familien denken und schreiben? Und wie ist dieser Kernbereich menschlichen Lebens sprachfähig für Gott?

Die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern spiegelt sich zunächst in Texten, deren Thema die Erziehung ist. Geht man von diesen Quellen aus, muss das Handeln des Vaters in Lk 15,11-32 überraschen. Eine heute befremdliche bis erschreckende Härte prägt das Bild von Erziehung, das viele biblische wie außerbiblische Quellen vermitteln (Spr 13,24; 29,15.17; Sir

30,1-13; Platon, Protagoras 325d: «Wenn er [*der Knabe*] gutwillig gehorcht, gut; wo nicht, so suchen sie ihn wie ein Holz, das sich geworfen und verbogen hat, wieder gerade zu machen durch Drohungen und Schläge.»). Nur einzelne kritische Gegenstimmen stellen die gängige Praxis in Frage.¹¹ Sie hat ihren Grund im Menschenbild, wonach die Torheit des Knaben mit Zucht ausgetrieben werden muss (vgl. Spr 22,15). Jesus Sirach oder der «Salomo» des Sprüchebuches, so gewinnt man den Eindruck, hätten dem Vater energisch abgeraten, seinen missratenen Zögling auch noch durch ein Fest in dessen verfehltem Handeln zu bestärken.

Das Bild der strengen, harten Väter modifiziert sich, wenn erzählende Literatur hinzugenommen wird. Auch hier wird die Autorität der Väter sichtbar. Daneben wird jedoch von Liebe, Streit und anderem erzählt und ein vielschichtigeres Bild entsteht. Wer speziell die Wiedersehensszene zwischen Vater und jüngerem Sohn vor Augen hat, mag an Jakob und Josef denken und von hierher eine Zugang zur Freude des Vaters gewinnen: Jakob glaubte den geliebten, spät geborenen Sohn seiner Frau Rahel tot und erhält ihn überraschend zurück. Er zieht nach Ägypten, um ihn zu sehen, wo ihm dann Josef seinerseits entgegenreist und weinend um den Hals fällt (Gen 45,25-28; 46,28-30). Im Übrigen sind auch hier das Bevorzugen des einen Sohnes und die daraus resultierenden Konflikte der Brüder ein zentrales Thema (Gen 37,3-4 u.ö.).

Im Ergebnis: Die Reaktion des Vaters ist im Zusammenhang anderer biblischer Texte nachvollziehbar. Ebenso muss man aber festhalten, dass sie keineswegs selbstverständlich ist. Zugunsten der überschwänglichen Freude des Vaters treten andere Aspekte, die als typisch für einen Vater gelten könnten, wie zum Beispiel seine Autorität oder die Strenge gegenüber dem Sohn, zurück. Das Verhalten, das der Vater gegenüber beiden Söhnen zeigt, ist einseitig von Mitleid, Zuwendung, Entgegenkommen und Freude bestimmt.

Im Vordergrund der Gleichniserzählung steht – in allen ihren Teilen – die Wiederherstellung der familiären Gemeinschaft und die Freude, die daraus erwächst. In diesem Zusammenhang sind bestimmte Texte aus den Prophetenbüchern erhellend und weiterführend.¹² Da das Vaterhaus der Grundbaustein der Gesellschaft ist, gilt es den Propheten als Zeichen der Krise und des Gerichtes, wenn die Familienbeziehungen zerbrechen (Mi 7,6; Ez 5,10; 22,7; Sach 13,3; vgl. Jer 16,1-9). Umgekehrt hofft der Prophet Maleachi auf die zukünftige Wiederherstellung der familiären Einheit, die sogar das drohende Gericht Gottes verhindern kann: «Bevor aber der Tag des Herrn kommt, der große und furchtbare Tag, seht, da sende ich zu euch den Propheten Elija. Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden und das Herz der Söhne ihren Vätern, damit ich nicht kommen und das Land dem Untergang weihen muss.» (Mal 3,23f; vgl. Sir 48,10). Die neutestamentliche Jesusüberlieferung greift beides auf. Auch hier ist von der

krisenhaften Zerstörung familiärer Beziehungen die Rede. Das Wirken Jesu entzweit Väter und Söhne, Mütter und Töchter, Schwiegermütter und Schwiegertöchter (Mt 10,34–36; Lk 12,51–53). Die Jünger verlassen um Jesu und des Evangeliums willen Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater, Kinder oder Äcker (Mk 10,28–31). In der Nachfolge Jesu zu sein bedeutet den radikalen Bruch mit den familiären Bindungen (Mt 10,37–38; Lk 14,26–27). Zugleich wird Maleachi rezipiert: Im Täufer Johannes, der Jesus den Weg bereitet, wird der wiedergekommene Elija erkannt, der «alles wiederherstellt» (Mk 9,11–13; Mt 17,10–13) und gekommen ist, um «das Herz der Väter wieder den Kindern zuzuwenden und die Ungehorsamen zur Gerechtigkeit zu führen und so das Volk für den Herrn bereit zu machen» (Lk 1,17). Jesus selbst versteht die Gemeinschaft derer, die auf das von ihm verkündete Wort Gottes hören, als seine neue, seine eigentliche Familie (Mk 3,31–35; vgl. Lk 11,27f).¹³

Die Überlegungen zeigen, dass die Geschichte vom Vater und den Söhnen kaum zufällig als Bild gewählt ist. Die Familiengeschichte des Gleichnisses hat tiefes theologisches Potential, denn familiäre Beziehungen haben nach biblischem Verständnis Indikatorqualität. Nähe oder Ferne zu Gott, Heil oder Gericht spiegeln sich in ihnen wider. Jesus greift dieses Verständnis durchaus spannungreich auf. Einerseits führt er durch sein Wirken das Bestehende in die Krise; das zeigt sich für ihn auch und gerade in den familiären Beziehungen. Andererseits konstituiert er durch seine Verkündigung eine neue Gemeinschaft, die er metaphorisch als Familie bezeichnet, so dass zugleich das von Maleachi und anderen erhoffte Sich-neu-Zuwenden zur Geltung kommt. Beides, die zerstörerische Krise und das Heilwerden der Gemeinschaft, sind Seiten der nahekommenden Gottesherrschaft.

Man kann das Gleichnis in diesem Kontext lesen. In den Beziehungen der beiden Söhne zum Vater spiegeln sich beide Seiten: Der verloren geglaubte Sohn kehrt in die Gemeinschaft mit dem Vater zurück; an dieser Rückkehr droht die Gemeinschaft zwischen dem älteren Sohn und dem Vater zu zerbrechen. Die Gleichniserzählung wirbt im Hinblick auf *beide* Söhne nachdrücklich für die neue, wiederhergestellte Gemeinschaft. Die Nähe zum Vater, die der Jüngere erhofft und erbittet («wie einer der Lohnarbeiter»), wird weit übertroffen; dem Älteren, der im Zorn sich ausschließt, geht der Vater entgegen, um ihn hinzuzuholen. Der Schlüssel um zu erkennen, weshalb die neue Gemeinschaft von Vater und Söhnen gut und richtig und Grund zur Freude ist, liegt in beiden Fällen darin das Geschehen mit den Augen des Vaters zu sehen.

Bemerkenswert ist, dass in der neuen Familie Jesu die Vaterrolle nicht vergeben wird.¹⁴ «Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter» heißt es in Mk 3,35, der Vater fehlt. Den Jüngern, die Haus, Brüder, Schwestern, Mutter, Vater [!], Kinder oder Äcker verlassen haben,

verspricht Jesus hundertfach neue «Häuser, Brüder und Schwestern, Mütter und Kinder und Äcker», jedoch keine Väter (Mk 10,29f). Die Rolle des Vaters wird offenbar vom himmlischen Vater eingenommen (vgl. Mt 23,9).

Die Vater-Metapher für Gott spielt in der Verkündigung Jesu eine ausgezeichnete Rolle. In den Evangelien findet sich etwa 170mal das Wort «Vater» für Gott im Munde Jesu. Die Metaphorik hat Wurzeln im Alten Testament und in der jüdischen Literatur der Jahrhunderte um die Zeitenwende.¹⁵ Wichtig ist die Frage, welche Erfahrungen mit Gott speziell mit dem Bild vom Vater assoziiert werden, wo und wie also das Bild vom Vater für Gott sprachfähig wird. Zentrale Elemente der Vater-Metaphorik für Gott in der biblischen Literatur kennzeichnen auch den Vater unseres Gleichnisses: (1) Gott ist Vater als der, der sich erbarmt und vergibt (Ps 103,13; Tob 13,4ff; Mt 6,12). Dass er manchmal auch – wie es heute gern heißt – konsequent sein und seine Kinder die Folgen ihres Handelns spüren lassen muss, ist dazu kein Widerspruch, sondern Teil der väterlichen Erziehung. Das Gleichnis erzählt davon, dass Barmherzigkeit und Vergebung Überhand haben: Der jüngere Sohn rechnet mit den Konsequenzen seines Tuns und hat sie als angemessen akzeptiert. Der Vater handelt dann aber ganz einseitig von Mitleid und Vergebung bestimmt. (2) Gott ist Vater als der treue Gott. Kind dieses Vaters ist man und bleibt man, auch durch Krisen hindurch (2Sam 7,14f; Jes 63,16). Dies bringt das Gleichnis für *beide* Söhne deutlich zu Geltung. (3) Gott ist Vater als der Fürsorgende, der das Lebensnotwendige gibt und der in der Not machtvoll einschreitet, um das Kind zu retten (Dtn 1,31; Sir 51,10; Weish 14,3; Jer 31,9; Mt 6,13; Lk 12,22–32). Auf einen solchen Vater hofft der jüngere Sohn, auch wenn er sich selbst nicht mehr als Sohn zu sehen vermag. (4) Zur Vatermetaphorik für Gott gehört schließlich die Autorität des Vaters, der Gehorsam verlangt (Jer 3,19; Mal 1,6; Mt 6,10). Dieser Aspekt von Vatersein spiegelt sich im Gleichnis in der Rede des älteren Sohnes wider, der betont, wie folgsam er dem Willen des Vaters war. Die Gleichniserzählung stellt nicht grundsätzlich in Frage, dass dem Vater Respekt und Gehorsam gebührt. Deutlich aber ist: Jetzt, da der verlorene Sohn zurückkehrt, kommt es auf etwas anderes an.

Schaut man sich diesen Befund an, so wird verständlich, weshalb der Vater im Gleichnis vielen Auslegern auf Gott hin transparent ist. Die Assoziation lässt sich kaum abweisen. Sie darf aber nicht zu Verkürzungen führen. Der Vater im Gleichnis *ist* nicht Gott. Deutlich unterscheidet die Erzählung zwischen «dem Himmel», sprich: Gott, und dem Vater (V.18 und 21). Es wird vielmehr eine Geschichte erzählt, die an die Erfahrungen und das Wissen der Menschen anknüpft, die auf ihre Phantasie und ihr Einfühlungsvermögen setzt und die unter Einsatz dieser Mittel etwas über Gott zu zeigen vermag, so wie er den Menschen begegnet. Das Verstehen ist immer wieder auf das Nach-Lesen der Erzählung zurückgeworfen.

Und wie ist das mit dem bockigen Vater? Der begegnet den Leserinnen und Lesern in unserem Gleichnis nicht; es ist offenbar eine andere Geschichte, die vielleicht auch zu erzählen lohnt. Der bockige Vater ist aber trotzdem wichtig, weil er daran erinnert, dass heutige Leserinnen und Leser – wie diejenigen aller Zeiten – ihre eigenen Bilder von Vätern und Söhnen in den Leseprozess einbringen. Sie nötigen zur Auseinandersetzung, wenn das Gleichnis theologisch aktualisiert und als Text «für uns» gelesen werden soll: Ist der Vater am Ende nicht doch ein autoritärer Patriarch, nach dessen Pfeife alle tanzen müssen? Kann eine solche Figur uns wirklich etwas von Gott zeigen? Wie verhält es sich mit dem Bild eines Vaters, zu dem der Sohn reumütig zurückkehrt, nachdem die Gottesbilder des Christentums die Kritik von Feuerbach, Nietzsche und Freud durchlaufen haben? Welche Überzeugungskraft hat die Vater-Metaphorik, wenn menschliche Väter ihre Kinder misshandeln und missbrauchen?¹⁶

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Friedrich SCHWEITZER u.a., *Religionsunterricht und Entwicklungspsychologie. Elementarisierung in der Praxis*, Gütersloh ²1997, 15–16.

² Die folgende Analyse orientiert sich vor allem an Adolf JÜLICHER, *Die Gleichnisreden Jesu*, 2 Bde., Ausgabe in einem Band Tübingen 1910; Repr. Darmstadt 1976, II 333–365; Wolfgang HARNISCH, *Die Gleichniserzählungen Jesu. Eine hermeneutische Einführung*, Göttingen ⁴2001, 201–231; Michael WOLTER, *Das Lukasevangelium*, Tübingen 2008, 527–542.

³ Die sozialgeschichtlichen Fragen beleuchten Wolfgang PÖHLMANN, *Der Verlorene Sohn und das Haus. Studien zu Lk 15, 11–32 im Horizont der antiken Lehre von Haus, Erziehung und Ackerbau*, Tübingen 1993; Luise SCHOTTROFF, *Die Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2005, 177–197.

⁴ Vgl. zu Vergleichstexten aus der antiken Literatur neben WOLTER, *Lukasevangelium* (s. Anm. 2) und PÖHLMANN, *Sohn* (s. Anm. 3) auch Eckhard RAU, *Reden in Vollmacht. Hintergrund, Form und Anliegen der Gleichnisse Jesu*, Göttingen 1990, 216ff.

⁵ Vgl. zum Begriff «heillos» WOLTER, *Lukasevangelium* (s. Anm. 2) 532.

⁶ Die Frage, an wen die Söhne sich binden, ob sie dem Vater nahe sind oder nicht, hat eine Schlüsselstellung bei Karl-Heinrich OSTMEYER, *Dabeisein ist alles (Der verlorene Sohn). Lk 15, 11–32*, in: Ruben ZIMMERMANN (Hg.), *Kompendium der Gleichnisse Jesu*, Gütersloh 2007, 618–633; zum Verb ebd. 626f.

⁷ Vgl. A. LEMAIRE, *Familie*, in: Neues Bibellexikon 1 (1991) 657–659; PÖHLMANN, *Sohn* (s. Anm. 3), 49ff.

⁸ Texte bei SCHOTTROFF, RAU, PÖHLMANN oder WOLTER (s. Anm. 2–4).

⁹ Das Problem hängt an der Imperfektform, in der im Schlusssatz das «muss» steht. Sie kann im Griechischen bedeuten, dass etwas, das geschehen ist, unbedingt geschehen musste (so hier übersetzt) oder das etwas, das unterblieben ist, eigentlich hätte geschehen müssen. Im zweiten Fall wäre V. 32 zugespitzt zu paraphrasieren: «Du hättest feiern und fröhlich sein müssen ... [aber du hast es nicht getan]». Der Ältere hätte aus Sicht des Vaters die Chance zum Mitfeiern versäumt. Vgl. Walter BAUER, *Wörterbuch zum Neuen Testament*, hg. von K. und B. Aland, Berlin – New York ⁶1988, 343–344.

¹⁰ JÜLICHER, *Gleichnisreden* (s. Anm. 2) II 365. Als weiteres Beispiel stellvertretend für viele: Thomas SÖDING, *Mehr als ein Buch. Die Bibel begreifen*, Freiburg 1995, 332–342, bes. 338ff.

¹¹ »Dass aber die Schüler beim Lernen geprügelt werden, wie es auch üblich ist ... möchte ich keineswegs guthießen, erstens weil es hässlich und sklavenmäßig ist und jedenfalls ein Unrecht ..., zweitens weil jemand, der so niedriger Gesinnung ist, dass Vorwürfe ihn nicht bessern, auch gegen Schläge verhärten wird ... , schließlich, weil diese Züchtigung gar nicht nötig sein wird, wenn eine ständige Aufsicht die Studien überwacht. ... Gegen die schwache und schutzlos dem Unrecht ausgelieferte Jugend darf niemandem zu große Freiheit eingeräumt werden.« (Quintilian, *Inst Orat I 3,14ff* im Auszug). – Vgl. zum Thema Peter MÜLLER, *In der Mitte der Gemeinde. Kinder im Neuen Testament*, Neukirchen-Vluyn 1992.

¹² Zum Folgenden Andreas RUFFING, *Ein spannungsreiches Verhältnis. Väter und Söhne im Alten Testament*, in: *Bibel und Kirche* 63 (2008) 144–148 (mit weiterführenden Literaturhinweisen).

¹³ Vgl. zum Motiv der neuen Familie Gottes im Wirken Jesu Jürgen BECKER, *Jesus von Nazaret*, Berlin/New York 1996, 399–398. Ausführlicher Taeseong ROH, *Die familia dei in den synoptischen Evangelien. Eine redaktions- und sozialgeschichtliche Untersuchung zu einem urchristlichen Bildfeld*, Freiburg, Schweiz 2001, der Lk 15,11–32 im Zusammenhang dieses Motivs deutet (ebd. 246ff).

¹⁴ Vgl. Gerd THEIßEN/Annette MERZ, *Der historische Jesus*, Göttingen ²1997, 202–203.

¹⁵ Vgl. Annette BÖCKLER, *Gott als Vater im Alten Testament. Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zur Entstehung und Entwicklung eines Gottesbildes*, Gütersloh 2000; Angelika STROTMANN, *«Mein Vater bist du!» (Sir 51,10). Zur Bedeutung der Vaterschaft Gottes in kanonischen und nicht-kanonischen frühjüdischen Schriften*, Frankfurt am Main 1991.

¹⁶ Diese Anfragen stellen, in der Reihenfolge des Textes: SCHOTTROFF, *Gleichnisse* (s. Anm. 3) 177–197; Jürgen WERBICK, *Bilder sind Wege. Eine Gotteslehre*, München 1992, 202ff; Mary Ann BEAVIS, *«Making up stories»: A feminist reading of the parable of the prodigal son (Lk. 15.11b–32)*, in: DIES. (Hg.), *The lost coin. Parables of women, work and wisdom*. New York 2002, 98–122.